

**Festrede von Herrn Prof. Dr. Matthias Kleiner, DFG,
zum Thema "Wissenschaft im Wettbewerb"
am 21. Juni 2007 in der Universität Freiburg**

Meine Damen und Herren,

Prolog

nachdem Gott die Welt erschaffen hatte, nach vier oder fünf Tagen harter Arbeit, besah er sich sein Werk und er war recht zufrieden. Doch irgendetwas fehlte noch, um dieses Werk wirklich perfekt zu machen. Also ging Gott noch einmal an die Arbeit. Es wurde Nacht, es wurde Tag, und dann hatte Gott es: ein Wesen, mit Intelligenz und Klugheit, mit Fantasie und Einfallsreichtum. Und Gott nannte es – Sie haben es sicher bereits erahnt – er nannte dieses Wesen Professor! Heute würden wir allerdings sagen: Professorin und Professor.

Der Teufel, der schon die ganze Zeit eifersüchtig auf Gottes Werk geblickt hatte, platzte nun aber fast vor Wut. Was sollte er diesem vollendeten Wesen entgegensetzen? Dieser Gelehrtheit? Diesem Scharfsinn? Es wurde Nacht, es wurde Tag, und plötzlich hatte der Teufel eine Idee, seine Idee. Er konzipierte und konstruierte, kreierte und optimierte. Und dann stand da das Werk des Teufels: Der Herr Kollege. Heute würden wir allerdings sagen: Frau Kollegin und Herr Kollege.

Meine Damen und Herren, so kam wohl der Wettbewerb in die Wissenschaft.

Sehr geehrter Herr Minister, lieber Herr Kollege Frankenberg,
meine Damen und Herren, die nächste Zeile hätte heißen sollen:
Magnifizenz, lieber Herr Kollege Jäger, aber leider hindert ja nun ausgerechnet die DFG
Ihren Rektor daran, heute hier bei uns zu sein,
daher freue ich mich, Sie, lieber Herr Kollege Volz, ansprechen zu können, liebe Preisträger,
verehrte Festversammlung,

Wissenschaft im Wettbewerb: Verehrte Preisträger – Sie haben sich erst gerade
durchgesetzt, in einem exzellenten Feld von Wissenschaftlern, die um den begehrten
Forschungspreis Baden Württemberg konkurrierten. Dazu gratuliere ich Ihnen sehr herzlich!

Liebe Preisträger, Sie können sich zurücklehnen! Und zumindest heute und in den nächsten
Wochen den Erfolg genießen.

Wissenschaft ist Wettbewerb

Aber: schon bald werden Sie wieder an Ihrem Schreibtisch sitzen, in Ihrem Labor stehen und
sich erneut über die Weiterentwicklung ihrer eigenen Ergebnisse Gedanken machen. Sie
werden daran arbeiten, ihre bisherigen Thesen weiterzuentwickeln, Neues zu erforschen.
Wenn Sie es nicht tun, so werden es andere machen. Das weite Feld der Wissenschaft ist
keines, auf dem man sich lange ausruhen darf.

Max Weber hat in seiner großartigen Rede „Wissenschaft als Beruf“ gesagt: „Jeder von uns
dagegen in der Wissenschaft weiß, dass das, was er gearbeitet hat, in 10, 20, 50 Jahren
veraltet ist. Das ist das Schicksal, ja: das ist der Sinn der Arbeit der Wissenschaft, dem sie,
in ganz spezifischem Sinne gegenüber allen anderen Kulturelementen, für die es sonst noch
gilt, unterworfen und hingegeben ist: jede wissenschaftliche „Erfüllung“ bedeutet neue
„Fragen“ und will überboten werden und veralten.“ Soweit Max Weber.

Wir Forschenden stehen immerzu im Wettbewerb. Hervorragende Ergebnisse in der
Wissenschaft entstehen nur im Spannungsfeld ständiger Konkurrenz und Erneuerung. Der
Wunsch, weiterzukommen, Neuland zu betreten, Neues zu denken, dieser Wunsch nach
neuen Erkenntnissen steht immer wieder am Anfang jeder exzellenten wissenschaftlichen
Leistung. Er ist der Motor, der die Entwicklung immer weiter vorantreibt.
Forschungsergebnisse, Hypothesen, Theorien müssen bestehen im Wettbewerb der
Experten. Nur dann sind diese exzellent.

Und um es noch einmal auf die Geschichte des Professors und seines Kollegen zurückzuführen: Im Wettbewerb der Wissenschaft geht es auch ein wenig um Eitelkeit. Denn ich möchte besser sein als mein Kollege und meine Kollegin, so dass Eitelkeit den Wettbewerb verstärkt! Der Wettbewerb spornt uns zu Höchstleistungen an und das ist gut so.

Aber: Der Wettbewerb in der Wissenschaft geht weit darüber hinaus. Wissenschaft steht selbst im Wettbewerb: den Wettbewerb um Menschen, um attraktive Arbeitsbedingungen und um Freiräume in der Wissenschaft.

Denn Sie als Forscher können exzellent sein – Sie brauchen hervorragende Bedingungen, um genau solche Ergebnisse erzielen zu können. Bei dem hohen Grad an Mobilität, den es heute in der Wissenschaft gibt, gehen Sie auch in eine andere Stadt oder in ein anderes Land, wenn Ihnen dort die Bedingungen besser erscheinen. Und das bedeutet, dass nicht nur Sie, sondern auch die Universitäten, die Forschungsförderer und die Nationen miteinander im Wettbewerb stehen. Über einige wenige Aspekte, wie wir in diesem Wettbewerb erfolgreich sein können, darüber möchte ich heute vor allem sprechen.

[Forschungsstandort Deutschland](#)

Beginnen wir mit Deutschland: Das wirkliche Aufregendste in meinem Amt als DFG-Präsident ist, dass ich mit so vielen interessanten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zusammenkomme. Ich lerne viel über Forschung in Deutschland und sehe, dass wir im internationalen Vergleich hervorragend abschneiden.

Ein Beispiel hervorragender geisteswissenschaftlicher Forschung, das in seinen Ergebnissen für die deutsche Wissenschaft sehr schmerzlich ist, wird von heute Abend an hier in Freiburg sichtbar. Ich werde die Ausstellung „Wissenschaft, Planung, Vertreibung“ eröffnen, die sich dem dunkelsten Kapitel der über 80-jährigen Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft widmet, nämlich die Zeit des Dritten Reiches. Im Mittelpunkt steht dabei der „Generalplan Ost“ – ein besonders schändlicher Teil nationalsozialistischer Eroberungs- und Vernichtungspolitik. Diese Ausstellung entstand in einer Forschungsgruppe, die gemeinsam von Rüdiger vom Bruch, Berlin, und dem Freiburger Ulrich Herbert geleitet wird und die Vergangenheit der DFG erforscht.

Am vorletzten Wochenende dagegen stand die Zukunft der Wissenschaft im Mittelpunkt, als Bundesministerin Frau Schavan und ich gemeinsam in New York die Gelegenheit hatten, mit 140 jungen deutschen Wissenschaftlern zu diskutieren.

Diese in Deutschland bestens ausgebildeter jungen Kollegen haben keine Probleme, postdoc-Positionen an amerikanischen Spitzeneinrichtungen zu erhalten.

Aber – und das freut mich sehr - die Mehrheit von ihnen strebt nach dem Auslandsaufenthalt eine akademische Karriere in Deutschland an. Die DFG konnte hier den jungen Menschen Perspektiven und Wege aufzeigen, wie sie sich in Deutschland um den Aufbau einer Nachwuchsgruppe bewerben können. Die Gespräche, die ich dort geführt habe, haben mich sehr bewegt.

Auch die von DFG und US-amerikanischen National Science Foundation NSF organisierte Research Conference zur Astrophysik einen Tag später in Washington zeigte die internationale Wettbewerbsfähigkeit deutscher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Nicht nur im Bereich "Adaptive Optics" sind sie die umworbenen Kooperationspartner für ihre nordamerikanischen Kollegen.

Zurück aus den USA habe ich Mitte der Woche in Hamburg den Transferbereich eines SFB eröffnet. Der Erkenntnistransfer aus der Grundlagenforschung in Wirtschaft und Gesellschaft liegt mir sehr am Herzen und muss uns allen wichtig sein. Selbstverständlich scheint hier, dass vor allem die Ingenieur- und Naturwissenschaften ihre Forschungsergebnisse in der Industrie zur Anwendung bringen können. In Bezug auf den Hamburger Sonderforschungsbereich „Mehrsprachigkeit“ weit gefehlt. Gerade die Linguistik geht an der Universität Hamburg voran, und gleich mit vier neuen Transferprojekten. Ich empfinde dies gerade im Jahr der Geisteswissenschaften als ein sehr hoffnungsvolles Signal, dass es für viele Disziplinen möglich ist Ergebnisse der Grundlagenforschung zur Anwendung in die Gesellschaft und in die Wirtschaft zu bringen.

Und heute vor einer Woche zeichnete ich gemeinsam mit dem Stifterverband Heinrich Miller und seine Arbeitsgruppe Glaziologie vom Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung in Bremerhaven mit dem Communicator-Preis aus. Diese Gruppe von Forschern erhielt den Preis dafür, dass sie ihre Forschung, die mit dem heiß diskutierten Themengebiet der Klimaforschung und des Klimawandels zu tun hat, der Öffentlichkeit besonders eindrücklich, aber unaufgeregt verständlich macht.

Junge Wissenschaftler, die nach Deutschland zurückkehren wollen, Wissenschaftler, die ihre Erkenntnisse in Gesellschaft und Wirtschaft transferieren, Forscher, die ihre Arbeit der Öffentlichkeit präsentieren - aus der Sicht meines Terminkalenders steht es zunächst gut um

den Forschungsstandort Deutschland, an dem wir Spitzenforschung zur Lösung drängender Probleme von Gesellschaft, Wissenschaft und Wirtschaft dringend brauchen. Nur mit Spitzenleistungen bestehen wir auf dem globalen Markt, der sich immer dynamischer entwickelt. Wir wissen, kluge, exzellent ausgebildete Menschen sind Deutschlands größtes Kapital! In einer hochentwickelten Gesellschaft ist wissenschaftliche Erkenntnis in allen Disziplinen Motor des Fortschritts.

Wissenschaft trägt die Gesellschaft!

Nachwuchsmangel

Aber kann sie das? Hat sie genügend Tragkraft? Wenn zurzeit mehr als 22.000 Ingenieurstellen in Deutschland nicht besetzt werden können, dann entspricht das einer ausbleibenden Wertschöpfung von 3,7 Milliarden Euro in Deutschland. Insgesamt fehlen in Europa 700.000 Wissenschaftler - davon wohl gut zehn Prozent hier bei uns. Es ist nicht nur eine finanzielle Anstrengung der Gesellschaft und der Wirtschaft, das von den EU-Regierungschefs in Barcelona formulierte Ziel - 3 Prozent des Bruttonationalproduktes für Forschung und Entwicklung - zu erreichen. Der Mangel an Wissenschaftlern bedroht dieses Ziel, bedroht unsere Wirtschaftskraft ernsthaft. Und wohl viel ernsthafter, als wir uns das heute schon ausmalen wollen.

Was können wir tun? Wie werden wir besser im Wettbewerb um die besten Köpfe – für die Wirtschaft und für die Wissenschaft in Europa und in Deutschland? Kümmern wir uns früh genug um junge Menschen, begeistern wir sie für eine wissenschaftliche Ausbildung, wecken wir ihre Lust auf Wissenschaft? Sind wir attraktiv genug, junge Leute zurückzuholen, wenn sie ihre internationalen Forschungserfahrungen im Ausland gemacht haben? Empfangen wir ausländische Wissenschaftler, die wir nicht nur befristet für das deutsche Wissenschaftssystem gewinnen müssen, auch genügend entschieden, vorbehaltlos und mit offenen Armen?

Doktorandenausbildung

Ich werde nicht alle diese Fragen heute ansprechen, geschweige denn beantworten können. Aber eines kann man generell sagen: wir müssen mehr in den Nachwuchs investieren - zum Beispiel in die Promotionsförderung, die wir stark in den internationalen Kontext stellen müssen. Die europäischen Bildungsministerinnen und -minister haben vor ca. sechs Wochen bei der Bologna-Nachfolgekonferenz in London in ihrem Communiqué untermauert, dass vor allem im Bereich der Doktorandenausbildung eine noch engere Abstimmung zwischen dem Europäischen Hochschulraum und dem Europäischen Forschungsraum erfolgen muss.

Dies ist folgerichtig, denn im Fokus der Promotion muss eine starke, eigenständige Forschungsarbeit stehen – auch zukünftig bei allen Entwicklungen einer strukturierten Doktorandenausbildung. Daher ist es auch richtig, dass die Londoner Konferenz an die Hochschulen appelliert hat, Promotionsprogramme noch stärker zum Gegenstand ihrer Strategieentwicklung zu machen, Überregulierungen zu vermeiden und geeignete Berufswege für Nachwuchswissenschaftler zu entwickeln.

Meine Damen und Herren, die strukturierte Doktorandenausbildung ist ein gutes Beispiel, wie wichtig die richtig gesetzte Wettbewerbsbedingungen sind. Denn ein Blick auf die die ganze Spannbreite der von der DFG geförderten Disziplinen und deren Bedürfnisse zeigt, dass für eine personen- und sachgerechte Förderung ein spezifisches, verfeinertes Instrumentarium erforderlich ist.

Für viele Disziplinen ist die strukturierte Doktorandenausbildung ein hervorragender Weg der Nachwuchsförderung in der Promotionsphase. Aber vor allem in den Natur- und Ingenieurwissenschaften, und auch in anderen Disziplinen, ist die Promotion als Projektmitarbeiterin oder -mitarbeiter - allemal in DFG-Projekten – ein genauso gangbarer Weg, der gleichzeitig die Leistungsfähigkeit unseres Forschungssystems gewährleistet.

Dennoch gilt es auch hier, jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern internationale und interdisziplinäre Forschungserfahrungen zu ermöglichen und ihnen frühzeitig eine große Selbständigkeit zu geben. Es müssen daher unterschiedliche Wege kombiniert werden, indem beispielsweise Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeiter gleichzeitig in Graduiertenkollegs und Graduiertenschulen eingebunden werden.

Einen klaren, weltweiten Wettbewerbsvorteil haben wir insbesondere mit dem Förderprogramm der DFG-Graduiertenkollegs, von denen Sie hier an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg ja derzeit beachtliche sechzehn betreiben – nach Bewilligung in harter Konkurrenz. Diese DFG-Graduiertenkollegs - vor allem den internationalen - haben ein hohes Renommee und eine starke Anziehungskraft bei unseren internationalen Partnern. Erst gestern habe ich das erste deutsch-russische Graduiertenkolleg an der Moskauer Lomonosov-Universität besuchen können. Es ist wunderbar, wie hier deutsche, russische, lettische und polnische Kollegiaten und Hochschullehrer im Bereich der Biochemie zusammenarbeiten.

Promotionsrecht

Wenn ich heute zu Ihnen über Wissenschaft im Wettbewerb spreche, möchte ich gerade mit Blick auf die Promotion einen weiteren Gedanken ins Spiel bringen. Denn es kommt mir eine Diskussion in den Sinn, die in den vergangenen Wochen und Monaten erneut an Brisanz gewonnen hat: Die Diskussion um das Promotionsrecht. Sollen Fachhochschulen promovieren dürfen, soll außeruniversitäre Einrichtungen das Promotionsrecht erhalten?

Hier möchte ich mich gerne wiederholen: Im Fokus der Promotion muss eine starke, eigenständige Forschungsarbeit stehen, denn die Promotion ist eine besondere wissenschaftliche Qualifizierung. Nur wer intensiv Forschung betreibt, kann Doktoranden eine forschungsintensive wissenschaftliche Qualifizierung zuteil werden lassen. Das heißt, gemeinsam mit anderen wichtigen Kriterien setzt eine hohe Qualität der Forschung die Mindestanforderungen für das Promotionsrecht. Dies muss aus meiner Sicht bei der Verleihung des Promotionsrechtes sehr bedacht werden. Und daher stellt sich mir auch die Frage: Erfüllen eigentlich alle derzeit zur Promotion berechtigten Fachbereiche und Fakultäten diese Bedingung? Haben wir hier, bei der Promotion, eine fachspezifische Qualitätssicherung?

Vielleicht sollten wir ein solches Instrument haben – ein hochschulinternes Qualitätssicherungssystem, welches selbst eine Systemakkreditierung erhalten hat. Und wie wäre es mit einer Befristung des Promotionsrechtes, sagen wir, für jeweils zehn Jahre? Also das Promotionsrecht im Wettbewerb als Auszeichnung und Qualitätssiegel, nicht als Selbstverständlichkeit oder inhaltsschwaches Statussymbol.

Wettbewerb um die besten Arbeitsbedingungen

Meine Damen und Herren, Wissenschaft im internationalen Wettbewerb konkurriert also vor allem um die besten Köpfe. Und diese können wir nur für uns gewinnen, wenn wir ihnen beste Arbeitsbedingungen bieten. Dies ist für unsere Universitäten ganz und gar nicht leicht, weil sie sowohl für ihre Lehraufgabe als auch in der Forschung seit Jahren chronisch unterfinanziert sind. Dazu kurz nur fünf Zahlen: je Student und Jahr stehen – jeweils ohne Forschungsdrittmittel - zur Verfügung: Harvard 89.000 Euro, der ETH Zürich 44.000 Euro.

Jetzt werden Sie sagen: „Das ist international eine andere Klasse“. Aber lassen Sie mich mit öffentlichen Universitäten fortfahren: Ohio State University: 25.000 Euro, Michigan State: 24.000 Euro und Albert-Ludwigs-Universität Freiburg: nach meinen Informationen etwa 7.300 Euro je Student und Jahr. Und just gestern las ich in der Neuen Zürcher Zeitung, dass der

Schweizer Ständerat für 2008 bis 2011 eine Zuwachs von im Mittel 6 Prozent für Bildung und Forschung bewilligt hat, dabei bekommt die ETH jährlich knapp 9 Prozent mehr.

Daher, meine Damen und Herren, möchte ich ausdrücklich an dieser Stelle hervorheben mich dafür bedanken, dass die Regierungschefs des Bundes und der Länder vor wenigen Tagen im Rahmen des Hochschulpaktes 2020 den langersehnten Einstieg in die Zahlung des Overhead - die so genannten indirekten Programmkostenpauschalen – beschlossen haben. Mit dieser Pauschale erhalten die von der DFG geförderten Forschungsvorhaben künftig 20 Prozent ihrer jeweiligen Fördersumme zusätzlich – ab diesem Jahr die SFBs, Forschungszentren und Graduiertenkollegs und ab 2008 die neubewilligten Projekte in fast allen anderen Förderprogrammen.

Daraus sollen beispielsweise Wartungskosten für Versuchsanlagen, Mieten für Laborräume, Softwarelizenzen und andere Ausgaben finanziert werden, die indirekt mit dem Projekt zusammenhängen. Diese Kosten mussten bislang von den Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen selbst getragen werden.

Damit wurden forschungsstarke Einrichtungen im Grunde bestraft. Je mehr Drittmittel eine Hochschule bei der DFG einwarb, umso mehr musste sie drauflegen. Die erfolgreichen siegten sich, so wie Pyrrhus, gewissermaßen langsam zu Tode. Der nun erreichte Einstieg in die Vollkostenfinanzierung ist ein weiterer Anreiz für Hochschulen und außeruniversitäre Institute, ihre Forschungsaktivitäten zu intensivieren und national wie international sichtbarer zu werden. Dies gilt sowohl für die schon jetzt forschungsstarken Einrichtungen, wie der Universität Freiburg, als auch für solche, die bislang mit geringerem Erfolg DFG-Mittel eingeworben haben. Auch so wird der Wettbewerb in der Forschung verstärkt.

Der jetzige Schritt kann aber nur der Anfang sein! Die tatsächlich anfallenden indirekten Programmkosten liegen in vielen Fächern und Projekten wesentlich höher als 20 Prozent. Und so gewähren viele Staaten einen deutlich höheren Overhead. In Großbritannien sind es durchschnittlich etwa 50 Prozent, in den USA sogar zwischen 70 und 90 Prozent. Deshalb meine ich, dass wir auch in Deutschland, allein schon wegen der internationalen Wettbewerbsfähigkeit, mittelfristig eine Erhöhung auf durchschnittlich 40 Prozent anstreben müssen.

[Forschungsfreiheit](#)

Geld ist das eine. Aber zu den notwendigen Arbeitsbedingungen gehört es auch, dass der Staat den Forschern die Freiheit gewährt, die sie brauchen.

Ich bin sehr dankbar, dass die derzeitige Debatte um die rechtlichen Bedingungen einer Forschung an HES, an menschlichen embryonalen Stammzellen sehr sachlich und ruhig geführt wird. Wir, die DFG, hoffen und sind sehr zuversichtlich, dass die verantwortlichen Politikerinnen und Politiker den vernünftigen Argumenten unserer Politikberatung folgen werden. Ich persönlich setze sehr auf eine Abschaffung der Strafbewehrung, die Abschaffung oder Modifizierung der Stichtags-Regelung sowie die Zulassung des Importes von HES-Linien auch für die Entwicklung von diagnostischen, präventiven und therapeutischen Anwendungen. Denn in diesem Gebiet Forschenden müssen - auf der Basis von einvernehmlich akzeptierten ethischen Grundsätzen – ein Mindestmaß an Sicherheit und Freiheit haben, um nicht ganz den Anschluss an das internationale wissenschaftliche Niveau zu verlieren.

Meine Damen und Herren, die Freiheit der Forschung ist in unserem Land als Grundrecht im Paragraphen 5, Absatz 3, des Grundgesetzes verankert. Auch der Tierschutz ist seit 2002 als Staatsziel im Paragraphen 20a festgehalten. Nicht nur deswegen sind Tierversuche ein sehr sensibles Gebiet, das in unserer Gesellschaft nicht nur kontrovers, sondern oft auch sehr emotional diskutiert wird. Obwohl die rechtlichen Regelungen, unter denen Tierversuche nur stattfinden dürfen, eindeutig und die Genehmigungswege klar sind.

In Bremen werden von dem Kognitionswissenschaftler Andreas Kreiter Versuche an Rhesusaffen durchgeführt, die von der DFG seit 1999 gefördert werden. Die Angriffe und Drohungen gegen Herrn Kreiter haben schon vor einigen Jahren dazu geführt, dass Herr Kreiter und seine Familie unter Polizeischutz gestellt wurden. Auch andere Wissenschaftler, die diese Versuche durchführen „dürfen“, sind einem erheblichen öffentlichen Druck ausgesetzt.

Ich sage bewusst „dürfen“, weil diese sehr seltenen Versuche strengste Prüfungen und Genehmigungen der zuständigen Behörden voraussetzen. Wenn, wie hier in Bremen jüngst geschehen, im Umfeld von Wahlen Landtagsbeschlüsse gefasst werden und von politischen Parteien die Forderung erhoben wird, keine weitere Genehmigung für diese Tierversuche mehr zu erteilen, wird die Freiheit der Forschung auf Höchste bedroht.

Ich möchte für die DFG unsere Hoffnungen und auch Erwartungen ausdrücken, dass sich die Erteilung von Tierversuchsgenehmigungen ausschließlich am geltenden Recht orientiert. Die betroffenen Wissenschaftler müssen davon ausgehen können, dass nur dies gilt, und sie sollten auch von den Hochschulen in ihren elementaren Grundrechten gestärkt werden. Diese Rechte dürfen keinem Wahlkampf zum Opfer fallen. Und wir schaden mit solchen Debatten unserem Forschungsstandort und seiner Attraktivität erheblich. Ich bin jüngst in

den USA von prominenten Wissenschaftlern gezielt auf diesen Vorgang angesprochen worden, der dort sehr genau registriert und mit Unverständnis und Kopfschütteln kommentiert wurde.

Wettbewerb um die besten Köpfe

Forschungsfreiheit, gute Arbeitsbedingungen, vernünftige Rahmengesetze für die Forschung, gute Förderung – all das sind Grundvoraussetzungen für Wissenschaft, die im Wettbewerb steht.

Doch was ist in diesem Wettbewerb mit den Menschen selbst, mit den besten Köpfen, die wir nur allzu gerne für die Forschung und für die Forschung in Deutschland gewinnen möchten? Forscher sind heute mobil, ja sie müssen mobil sein. Wir wünschen uns auch sehr, dass junge Menschen ins Ausland gehen und dort neue Erfahrungen machen, die Wissenschaft dort kennenlernen. Aber wir wünschen uns auch, dass sie dann so bereichert zurückkommen. Dafür müssen wir ihnen Perspektiven hier bieten.

Junge Leute sagen uns oft, dass sie für Wissenschaft im Wettbewerb bereit sind. Und sie sind sich durchaus bewusst, dass dieser Wettbewerb harte Spielregeln hat – zum Beispiel eine hohe Selektivität auf dem Weg zur Professur, die nur etwa 5 Prozent der Promovierten erreichen. Aber sie sagen auch: „Der Karriereweg muss bekannt sein, wir brauchen Perspektiven und Verlässlichkeit“.

Wenn wir aber unsere Zukunftshoffnungen, junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, unseren Nachwuchs, im internationalen Vergleich schlecht bezahlen, werden wir schlichtweg abgehängt. Mit den Vergütungssystemen TVL, TVöD oder der W-Besoldung sind wir einfach nicht konkurrenzfähig. Der sogenannte Vergaberahmen für Zulagen bei der Hochschullehrer-Besoldung war schon bei seiner Einführung ein Anachronismus und verhindert jetzt erst recht, in Zeiten von Hochschulautonomie und Globalhaushalten, eine leistungsgerechte Bezahlung. Und auch das sogenannte Besserstellungsverbot, das letztlich die Beschäftigten in allen Bereichen des öffentlichen Dienstes über einen Kamm schert, ist ein großes Wettbewerbshindernis sowohl nach außen, international, aber auch nach innen, zwischen den Universitäten und Forschungseinrichtungen.

Für mich sind diese Barrieren, diese Mauern, die kleinen Kästchen, ist dies alles auch Ausdruck einer tief sitzenden Störung in unserer Gesellschaft: Neid und Mittelmaß gehören

eng zusammen, Erfolg ist suspekt, wird nicht vorbehaltlos gegönnt und bewundert. Aber auch Misserfolg, zum Beispiel in der Exzellenzinitiative, oder bei einer Unternehmensgründung, wird oft als Katastrophe und selten, wie in den USA, als Erfahrung und Chance zum Lernen für den nächsten Versuch gesehen und toleriert.

Meine Damen und Herren, ich wiederhole mich hier wirklich gerne: Wenn wir bemängeln und beklagen, dass viel zu wenig junge Leute eine Karriere in der Wissenschaft anstreben und wir diese gleichzeitig schlecht bezahlen für ihre brillante intellektuelle Leistung, ihre hohe Motivation, ihre 60-Stunden Woche, dann ist das für mich absurd und eine Schande für eines der wirtschaftsstärksten Länder dieser Welt.

Kaum anders verhält es sich mit unserem Umgang mit Wissenschaftlerinnen, deren Karrierewege oft nicht nur steiniger sind als die ihrer männlichen Kollegen. Sie enden häufig auch früher, nicht zuletzt wegen des Spagats zwischen Beruf und Familie. Laut Statistischem Bundesamt sinkt der Anteil von Frauen über die akademischen Karrierephasen hinweg kontinuierlich. Liegt der Schnitt unter den Studierenden noch bei etwa 50 Prozent, beträgt er bei Professuren nur noch 14 Prozent. International ist der Anteil aber gut doppelt so hoch.

Diese fehlende Gleichstellung von Mann und Frau in der Wissenschaft ist nicht nur höchst ungerecht, sondern auch ein großer Verlust für die Wissenschaft: eine Verschwendung von intellektuellen Ressourcen. Und die Gleichbehandlung von Frauen fängt nicht abstrakt irgendwo an, sondern konkret bei uns, in unserem Alltag. Seien wir doch einmal ehrlich: Männer, die in ihrem Berufsalltag selbstbewusst sind, gelten als meist „durchsetzungsstark“, Frauen hingegen oft als „schwierig“.

Mich stimmt aber optimistisch, dass der Wettbewerb auch hier begonnen hat, der Wettbewerb um „schwierige“ Frauen, um hervorragende Studentinnen, Doktorandinnen, Wissenschaftlerinnen. Und die DFG wird zukünftig stärker wahrnehmen, in der Exzellenzinitiative, bei der Beantragung von Sonderforschungsbereichen und oder von Graduiertenkollegs, wer hier erfolgreich sein konnte.

Wenn wir mehr junge Leute für die Wissenschaft begeistern wollen, müssen wir ihnen natürlich genau dort Perspektiven bieten, auch neben der Professur, auch für spätere Lebensphasen. Das neue Wissenschaftszeitgesetz erlaubt nun, dass ein Wissenschaftler, eine Wissenschaftlerin sich ihre Karriere selbst finanziert – zum Beispiel mit DFG-Projekten.

Den Kritikern, die die Nase rümpfen und abfällig über die sogenannten Drittmittel-Karrieren sprechen, halte ich entgegen: Wer sich alle zwei bis drei Jahre neu um Fördermittel bemühen muss, der stellt seine Forschung immer wieder auf den Prüfstand. Dies sind die Wissenschaftler, die sich in der harten Konkurrenz um Fördermittel behaupten. Eine Karriere neben der Professur, die auf Drittmitteln basiert, muss also auf herausragenden Ideen, auf exzellenter Forschung fußen. Das ist Wissenschaft im Wettbewerb.

Exzellenzinitiative

Schließlich doch noch ein Wort zur Exzellenzinitiative. Sie hat fraglos den Wettbewerb vollkommen neu in die Universitäten und insgesamt das deutsche Wissenschaftssystem gebracht - und das Ende der Illusion, alle Universitäten seien gleich.

Für die Hochschulen, die Institute und vor allem für die Forschenden in unserem Land geht es um Neues, um die Etablierung neuer Strukturen, um das Überwinden von Grenzen, um Aufbruch, um Bündelung von Kräften, um die Möglichkeit, sich zentralen wissenschaftlichen Fragestellungen mit großen Ressourcen widmen zu können.

Die deutsche Forschungslandschaft hat sich schon nach der ersten Runde wahrnehmbar verändert. Die Exzellenzinitiative hat die Universitäten angespornt, ihre jeweilige Qualität sichtbar zu machen, Schwerpunkte zu setzen, ihr Profil zu schärfen und sich in größerem Umfang als bisher dem Wettbewerb zu stellen.

Und in einem unterscheidet sich die Exzellenzinitiative sehr anderen Förderprogrammen: Sie hat zu einer international sehr großen Sichtbarkeit der deutschen Forschung geführt. Die Exzellenzinitiative wird im Ausland wie kaum eine andere forschungspolitische Entwicklung der letzten Jahre wahrgenommen. Mit Freude stelle ich immer wieder fest, wie groß das Interesse an Deutschland als Wissenschaftsstandort ist.

Der Wettbewerb, der durch die Exzellenzinitiative entstanden ist, hat eine spürbar neue Dynamik in die deutsche Forschung gebracht. Allerdings braucht dauerhafte Exzellenz auch dauerhaften Wettbewerb. Um die neue Dynamik effizient für die deutsche Forschung nutzen zu können, brauchen wir den Wettbewerb über die bisher geplanten fünf Jahre hinaus. Auch sind die Zyklen von erfolgreicher Grundlagenforschung deutlich länger als fünf Jahre. Und schließlich benötigt der angestoßene Strukturwandel mehr Zeit.

Die internationalen Gutachter der Exzellenzinitiative bestätigten uns, dass mit der Exzellenzinitiative ein guter Anfang gemacht wurde. Wenn man aber eine nachhaltige Wirkung erzielen will, dann muss diese Initiative verstetigt werden. Natürlich müssen dabei

Zielsetzung, Kriterien und Verfahren kritisch reflektiert werden, und genau damit fangen wir bereits jetzt an.

Schluss

Meine Damen und Herren, Wissenschaft im Wettbewerb - was heißt das schließlich für die Deutsche Forschungsgemeinschaft? Sie ist ja zunächst die Selbstorganisation der deutschen Forschung und wir alle können sagen: „Wir sind die DFG!“

Sie ist dann vor allem aber Forschungsförderer und organisiert den Wettbewerb. Aber sie steht auch selbst im Wettbewerb. Zunächst mit anderen, nationalen und internationalen Förderern - man denke nur zukünftig an den neuen European Research Council. Und sie konkurriert mit der Nicht-Inanspruchnahme. Und das heißt, letztlich kann jede Förderorganisation nur so gut sein, wie die Antragsteller es sind, die zu ihr kommen.

Schlussendlich geht es also um Sie, um die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und es geht um den Wettbewerb, Ihnen die besten Voraussetzungen für Ihre Forschungsarbeiten zu geben. Und diesen Wettbewerb, den wollen **wir** gewinnen.

Meine Damen und Herren, wie auch immer der Professor und der liebe Kollegen in die Welt gekommen sind, erst durch beide wurde Wissenschaft lebendig. Herzlichen Dank!